

Tomboys

Das Tor öffnete sich quietschend und nach kurzem Zögern trat sie ein. Langsam ging sie zwischen den leeren Stellplätzen nach vor. Luftzug wirbelte Staub auf, der in den Lichtstrahlen, die durch die Ritzen der Holzwand drangen, tanzte. In der Mitte des Stalles blieb sie stehen und sah sich um.

Nora Pandora, die gefährlichste Kopfgeldjägerin des Westens, war gekommen, um mich zu holen. Genauso, wie sie es gesagt hatten. Hier sollte also alles enden.

Sie trug ihre berühmte enge Schlangenlederhose und schwarze Stiefel. Über der rechten Schulter hing die Lederjacke und unter dieser der Colt. Sobald ihr die Lederjacke von der Schulter glitt, würde sie ziehen. Und zwar schnell. Sehr schnell.

„Annabelle Hell!“, rief sie in das Halbdunkel des Stalles, „Wo bist du? Komm raus jetzt, ich hab nicht ewig Zeit!“

Die Stunde der Wahrheit war also gekommen. Ich trat aus dem Schatten, die Sonnenstrahlen, die noch immer durch die Ritzen der Stallwand drangen, im Rücken.

„Da wirst du mich schon holen müssen, Nora Pandora!“, rief ich.

Ruckartig drehte sie sich zu mir um. Ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten. Die Sonne blendete sie. Genauso hatte ich es geplant. Dann, als sie mich erkennen konnte, grinste sie. Und ließ die Lederjacke von der Schulter rutschen.

Aber ich war schneller. Ziehen, zielen und Abzug drücken, waren eine einzige Bewegung. Genauso, wie sie es mir selbst beigebracht hatte. Auf ihrem weißen Hemd breitete sich langsam ein roter Fleck aus. Mitten zwischen ihren Brüsten. Sie sah erst erstaunt auf ihren Busen, dann auf mich.

„Du Miststück“, war das Letzte, was sie sagen konnte.

„Echt jetzt? Du hast das geschrieben?“, sagte ich, „Das ist gut, Annabelle! Wirklich gut für eine Elfjährige.“

Sie saß in einer Astgabel des Apfelbaumes, in dem ich schon saß, als ich so alt war wie sie und unter dem ich jetzt in einem der Liegestühle lag, die mein Großvater vor sechzig Jahren oder mehr gebastelt hatte, und grinste stolz herunter.

„Vielleicht solltest du aber auch noch dazuschreiben, dass deine Waffe eine Spritzpistole war. Und die Munition der Rote-Beete-Saft, den deine Mutti gekauft hat, damit du ihn trinkst, und nicht um mich damit zu erschießen.“

Sie grinste noch breiter. Ihr Gesicht war eine kleine leuchtende Sonne unter einer blauen Baseballkappe.

„Das T-Shirt kann ich jetzt jedenfalls wegschmeißen. Rote-Beete-Flecken gehen nicht mehr raus.“

„Nimm halt eines von Opa“, schlug sie vor, „der trägt die gleichen wie du.“

„Ja, bloß um vier Nummern grösser!“, merkte ich an, „Wie bist du eigentlich auf diese Wildwestgeschichte gekommen?“

„Hab mit Opa so einen Film im Fernsehen gesehen.“

„Wie hieß er denn, dieser Film?“

„Schneller als der Tod“

Ach du Kacke, dachte ich, etwa dieser Schinken mit Sharon Stone, wo sie mit dem in Ketten gelegten Russel Crowe Sex hat? Ich musste dringend ein Wort mit Papa reden.

„Sag das bloß nicht deiner Mutti“, riet ich ihr, „das gibt sonst wieder nur Zoff zwischen ihr und dem alten Herrn.“

„Die kommt eh heuer nicht mehr her“, sagte sie und ließ sich vom Baum fallen.

Stimmt, dachte ich, deswegen war ich ja hier.

Am Samstagmorgen nach dem Sparring mit Lisa hatte Dragan angerufen und gefragt, ob ich Lust auf einen Ausflug mit der Kawasaki hatte.

„Die grüne *Ninja*?“, fragte ich und betrachtete die nackte Frau in meinem Bett vor mir. Sie schien tief zu schlafen.

Dragan bejahte meine Frage und ich roch, da war etwas faul daran. Er war doch noch in Graz, hatte dort irgendein Event, an dem Çem und er die Security machen sollten, und jetzt lud er mich plötzlich auf eine Spritztour auf seiner Lieblingsmaschine ein?

„Nein, du fährst damit zu Papa und holst Annabelle ab“, erklärte er, „Die muss am Montag zur Schule und ich habe noch bis Mittwoch in Graz zu tun.“

„Bist du verrückt, Bruderherz? Ich soll mit einer Elfjährigen auf einer 1000er Kawasaki die Alpen überqueren?“

„Nein, Nora. Du lässt die Kawa bei Papa und fährst mit meinem Auto zurück. Ich nehme dann das Motorrad.“

„Und was ist mit Elke? Warum kann die das nicht machen?“

„Die ist noch in Hannover.“

Boah, dachte ich, wieso legen sich Leute Kinder zu und kümmern sich dann nicht um sie? Aber gut, wir sind eine halbe Yugo-Familie. Da war es egal, in welchem Bett die Kinder schliefen. Und außerdem waren da noch zwei Dinge, die mich an dieser Sache reizten: das eine waren die 142 Pferdestärken, die sich dann zwischen meinen Beinen befinden würden, das andere war Annabelle. Und Papa hatte ich auch schon eine ganze Zeit lang nicht gesehen. Also sagte ich zu.

Dann weckte ich die Frau in meinem Bett. Sie hatte rote Haare, trug einen Ehering und hatte sich die Namen ihrer Kinder auf dem Unterarm tätowieren lassen. Sie mochte so alt sein wie ich. Ich wusste nicht mal, wie sie hieß.

„Willst du Cola, Tante Nora?“, fragte Annabelle und beugte sich über die alte Badewanne, unter den Bäumen. Vor zwanzig Jahren noch sofften die beiden Kühe meines Großvaters daraus Wasser, bevor sie dann die Apfelbäume düngten.

„Seit wann gibt's denn hier Cola?“, fragte ich. „Das ist der Obstgarten von deinem Opa, da gibt's nur Apfelsaft!“

„Für mich gibt's auch Cola!“, antwortet sie fröhlich.

Na super, dachte ich, der Alte wird weich.

„Oder Bier?“, fragte sie weiter und hielt tatsächlich eine Flasche hoch. Ich streckte die Hand aus.

„Wo hast du das her?“

„Aus dem Keller von Opa“

„Weiß er das?“

Sie schüttelte den Kopf und kicherte. Dann kam sie zu mir auf den Liegestuhl und kuschelte sich in meinem Arm. Alles an ihr war Fröhlichkeit, Neugier und Vertrauen. Das pralle Leben.

„Du, Tante, Nora?“

„Hm?“

„Was ist eigentlich ein Tomboy?“

„Ein was?“

„Ein Tomboy!“

„Wo hast du das denn her?“

„Von Opa. Er hat gesagt, er hat vier Söhne, drei Schwiegertöchter, zwei Enkel und zwei Tomboys, nämlich dich und mich.“

„Wie kommt er denn darauf?“

„Weil ich ein Huhn erschossen habe!“

„Du hast was?“

„Ein Huhn erschossen!“

„Womit? Mit deiner Spritzpistole?“

„Nein, mit einer Zville“

„Was ist eine Zville, bitte?“

Sie griff in die Gesäßtasche ihrer Short und zog eine Astgabel hervor, an deren Enden zwei Gummibänder mit einem Lederfleck dazwischen befestigt waren. Ich erkannte sie auf Anhieb wieder und freute mich wie eine Schneekönigin. Papa hatte das alte Ding also nie weggeschmissen.

„Das ist eine Steinschleuder“, sagte ich

„Mutti hat gesagt, es ist eine Zville!“

„Ja, in Hannover vielleicht. Hier heißt das Steinschleuder!“

Er hatte sie mir im Sommer 2002 weggenommen. Ich war gerade zwölf und unsterblich in eines der Nachbarmädchen im Dorf verliebt. Musste wohl gerade die Zeit gewesen sein, als mir vieles über mich klar zu werden begann. Zumindest, dass ich nicht so war, wie andere meinten, dass ich sein sollte. Oder mich haben wollten.

Aber als Enkelkind eines Bauern, das in der Stadt aufwächst, bist du ohnehin nie so. Und erst recht nicht dabei. Du bist das Ferienkind. Sprichst anders, denkst anders, handelst anders. Wenn die Mutter eine Serbin ist, sowieso. Und noch einmal, wenn du merkst, dass du als Mädchen andere Mädchen viel anziehender findest als Jungs. Diese eine ganz besonders.

Verena hieß sie. Hatte lange dunkle Haare, bereits einen Anflug von Busen und ein Lächeln, dass mich nächtelang nicht schlafen ließ. Ich das genaue Gegenteil davon: kurze blonde Haare, nicht mal einen Knubbel auf der Brust und ständig auf Konfrontation mit den Buben aus der Nachbarschaft, Rotzlöffel, die mich Tschuschenkind nannten und mit denen ich mich regelmäßig prügelte.

Verena hing dauernd mit ihnen ab. Und natürlich wollte ich wegen ihr auch eine von denen sein. Aber eine von denen zu sein, hieß, Mutproben bestehen zu müssen. Von der Brücke in die Mur zu springen war eine davon. Kirschen aus dem Garten des Bürgermeisters zu klauen eine andere. Oder dem Pfarrer vor die Sakristei zu kacken. Für mich hatten sie sich aber etwas Besonderes ausgedacht.

Am Ortsende stand eine seit Jahren aufgelassene Tischlerei. Die Südostseite des Gebäudes bestand fast zur Gänze aus Glasfenstern, damit das Licht auf die Arbeitsplätze fiel. Zehn Reihen breit und vier Reihen hoch. Alle bereits zerschlagen, mit Ausnahme jener in der obersten Reihe, die zur Gänze noch heil war. Die sollte ich mit Steinen kaputt schmeißen. Dann wäre ich eine von ihnen.

Es war unmöglich einen Stein nur mit der Hand so hoch und auch noch so stark zu schleudern, dass er das Glas zerbrach. Dragan wusste Rat: „Du muss dir eine Steinschleuder machen.“ Und schnitt mir eine Astgabel aus einem Weidenstock, an dem wir die Gummidichtungen von Omas Marmeladegläser und einen Lederfleck festmachten. Manchmal war es verdammt gut, große Brüder zu haben.

Ich schaffte es nicht. Nicht ganz. Neun der Glasscheiben gingen zu Bruch, aber noch bevor ich die zehnte anvisieren konnte, packte mich die Hand des Dorfpolizisten am Kragen und schleppte mich nach Hause. Opa schüttelte den Kopf, Oma bekreuzigte sich und als Papa kam, nahm er mir die Steinschleuder weg.

Und jetzt, zwanzig Jahre später, steckte sie in der Hosentasche meiner Nichte.

„Wo hast du denn das Ding gefunden?“, fragte ich.

„Am Dachboden. Da war so eine Kiste, da stand *Nora Pandoras Box* drauf. Opa hat gesagt, Nora Pandora, das bist du und in die Box hat er alle Katastrophen reingetan, die du mal verursacht hast!“

Ich musste wieder lachen. Andauernd brachten sie mich zum Lachen, Papa und Annabelle.

„Und du holst die jetzt wieder alle da raus oder was?“

„Nur die Zwille. Und die beiden Dinosaurier. Und diese lustige Puppe mit den roten Haaren und der blauen Hose!“

„Was, Chucky, die Mörderpuppe gibt es auch noch?“

„Chucky heißt sie? Ich nenne sie Onkel Milan. Der schaut auch immer so böse, wenn er sich ärgert!“

Und wieder lachte ich. Ja, wo sie recht hatte, hatte sie recht. Ich nahm die Steinschleuder, oder Zwille, wie sie Annabelle nannte, und zog den Gummi durch. Hatte noch immer eine gute Spannung drauf.

„Und mit dem hast du echt ein Huhn erschossen?“

„Ja,“ sagte sie mit Bedauern in der Stimme, „aber aus Versehen!“

„Wie kam man ein Huhn aus Versehen erschießen?“

„In dem man auf den Hahn zielt. Der ist immer von hinten auf das Huhn drauf, das Huhn wollte das aber gar nicht und ist weggelaufen, aber der Hahn immer hinter her und da dachte ich, ich brenn ihm eins auf den Kamm. Hab aber das Huhn getroffen. Das fiel um und der blöde Hahn ist weggelaufen.“

„Wow. Und dann?“

„Ich weiß nicht“, sagte sie und zuckte mit den Schultern. „Das Huhn war erst tot, aber dann stand es plötzlich wieder auf und ist auch weggelaufen.“

„Dann war es aber doch nicht tot“

„Ich glaube schon. Aber die Oma hat es wieder zurückgeschickt“.

Ich umarmte sie. Drückte sie fest an mich. Atmete tief ein, hielt die Luft an und schloss die Augen. Nora Pandora weint nie.

„Ja mein Schatz“, sagte ich, „genauso wird es gewesen sein.“

Meine Großeltern starben 2016. Erst Oma, dann, zwei Wochen später, Opa. Beide im Schlaf. 88 und 90 Jahre alt. Steirische Bauern, die ihr Leben lang gearbeitet hatten. Wie meine serbischen Großeltern auch. Aber die kannte ich kaum.

Nachdem der Nachlass geregelt war, was nicht lange dauerte, da mein Vater keine Geschwister hatte, kam die Frage, was mit dem Hof zu tun war. Mama wollte nicht aufs Land und Papa wusste nicht recht, was er mit dem halbverfallenen Haus anfangen sollte. Zwei Jahre lang versuchte er erfolglos, das kleine Anwesen zu verkaufen. Das Geld, das man ihm dafür bot, reichte nicht einmal für eine Eigentumswohnung in Wien. Also ließ er es irgendwann und wir nutzten das alte Haus hin und wieder als Ausgangspunkt für Wanderungen auf den Hochschwab oder den Reichenstein, einmal sogar für eine Silvesterfeier. Und dann, vor drei Jahren, kurz nach Papas Pensionierung, starb Mama.

Nie in meinem Leben hatte ich einen Menschen gesehen, der einsamer war als mein Vater am Grab meiner Mutter. Und nie im Leben hatte ich mich schuldiger gefühlt, denn ich war mir sicher, dass ich den Virus aus dem Boxklub zu ihr getragen hatte.

Nach ihrem Begräbnis saßen wir zusammen, meine vier Brüder, meine drei Schwägerinnen, die Kinder, Papa und ich und Papa sagte: „Ich werde zurückgehen in die Steiermark“.

Ich tat das als Unsinn ab, schob es auf den vielen Slibowitz, den wir gesoffen hatten, eine klassische Schnapsidee. Aber es war sein voller Ernst.

„Was soll ich denn hier noch“, sagte er, „Milan lebt in Deutschland, Dragan hat sich das Geschäft mit den beiden Türken angefangen, Ivo ist ständig irgendwo am Balkan unterwegs und Petar und du, Nora, ihr lebt euer eigenes Leben, in dem ich euch nur im Weg stehe. Nein, ich gehe zurück in die Steiermark. Vielleicht kann man aus dem Hof ja doch noch was machen. Mama hätte das sicher gut geheißten.“

Sprachs und tat es auch. Machte das Haus bewohnbar, fällte die ältesten Apfelbäume und zog neue auf, begriff, dass es nichts brachte, die kleinen, hässlichen Maschansker Äpfel auf den Markt zu bringen, wohl aber, daraus guten Schnaps zu machen, ging zurück zu seinen Wurzeln, den Wurzeln eines alten Apfelbaumes und bot seinen Enkelkindern Sommerferien am Land wie aus dem Werbefernsehen.

Und manchmal, wenn er dachte, dass ihn niemand dabei hörte, redete er mit Mama, als stünde sie direkt neben ihm. Aber vielleicht tat sie das ja auch. Verriet ihm ein paar Tipps, wie man in Serbien die Obstbäume beschnitt und Schnaps brannte. Oder schickte tote Hühner zurück.

Das war ein Grund, warum ich ihn nicht oft besuchte. Das war *der* Grund. Dass Mama immer bei ihm war. Aber nie mehr bei mir.

„Die Unschuldsvermutung gilt auch für dich“ hatte er einmal zu mir gesagt und ich hatte geantwortet: „Nein Papa. Für mich gilt die Unmutsverschuldung.“

„Ich muss dich jetzt leider rausschmeißen“, sagte ich zu der Rothaarigen in meinem Bett.

„Schade“ antwortete sie, „ich dachte ich bekomme bei dir noch ein Frühstück.“

„Kaffee kannst du haben. Und ein altes Brötchen. Mehr hab‘ ich leider nicht hier.“

„Doppelt schade. Ich wäre dir gerne noch eine Nacht ausgeliefert gewesen.“

Sie stand auf, streckte sich und seufzte.

„Deine Kinder warten schon auf dich!“, erinnerte ich sie.

„Ach, die sind mit ihrem Vater dieses Wochenende segeln gegangen.“

Ich ging in die Küche und machte uns zwei Espressi. Als ich zurückkam stand sie noch immer nackt da und dehnte ihre Arme.

„Hast du auch ein Kind?“, fragte sie.

„Manchmal, ja.“

„Manchmal?“

„Ja, manchmal.“

Sie fragte nicht weiter. Irgendwas Fremdes, nein Trauriges hatte sich in unsere Stimmung geschlichen und jede Lust vertrieben. Ich dachte angestrengt nach, in welcher Bar ich sie aufgegabelt hatte, aber es fiel mir nicht mehr ein.

„Ich wollte keine Kinder“, sagte sie, mehr zu sich selbst als zu mir. „er wollte welche. Ich träumte von einem Leben, frei und ungebunden, in dem eine Frau tun und lassen kann, was sie will und nicht, was ihr von Männern vorgeschrieben wird oder was die Gesellschaft, wer immer das ist, von ihr erwartet. Ein Leben so wie du es führst, wild und gefährlich, stark und selbstbewusst.“

Ein Leben, wie ich es führte? Wild und gefährlich? Stark und selbstbewusst? Wovon sprach diese Frau?

„Was heißt jetzt aber Tomboy, Tante Nora?“

Es war Abend geworden, die Gelsen hatten die Wespen in ihrem Kampf gegen die Menschheit abgelöst und wir waren zurück ins Haus gegangen. Papa machte Palatschinken, die in Hannover Pfannkuchen hießen, wie ich erfuhr, und es gab dick Apfelmarmelade drauf und jede Menge Staubzucker. Oder war es Puderzucker?

„Frag das mal deinen Großvater“, riet ich.

„Was ist ein Tomboy, Opa?“

Er sah sie über seine Brille hinweg an.

„Du bist ein Tomboy“, sagte er, „du und deine Tante Nora!“

„Ja, aber was heißt das genau?“

„Dass ihr verpatzte Buben seid!“

„Papa bitte!“, mischte ich mich ein.

„Ja, stimmt doch“, sagte er, „Verpatzte Buben.“

„Du musst nicht alles glauben, was alte Männer sagen“, wandte ich mich an Annabelle.

„Ich hab euch aber trotzdem lieb“, fügte er noch an und bekam gerade noch die Kurve damit.

„Und was sind wir jetzt wirklich?“, insistierte Annabelle wieder bei mir.

„Selbstbewusste Frauen, die sich nichts gefallen lassen“, sagte ich, „und die genauso viel genauso gut können wie Buben und Männer. Auch wenn das denen oft nicht passt!“

„Hühner totschießen zum Beispiel und Motorrad fahren und boxen und mit Frauen ins Bett gehen“, fügte Papa noch hinzu.

Annabelle grinste mich an, ich grinste zurück und zog die Schultern hoch. Manche Familiengeheimnisse sind gar keine.

„Und die so coole Wildwestgeschichten schreiben wie du!“, ergänzte ich.
Sie lächelte stolz.

Die Rothaarige sah mich an, als wäre ich aus einem Bild von Gustav Klimt gestiegen. Tausend Dinge schienen ihr durch den Kopf zu gehen, tausend Fragen, Bitten, Erklärungen. Keine fand den Weg aus ihrem Mund.

Schließlich zog sie ihr Kleid an. Es war es kein billiges, zumindest keines aus den Läden, in denen ich einkaufte, dann hielt sie mir ihren Slip hin.

„Willst du? Zur Erinnerung.“

„Klar. Lass es da. Passt gut in meine Sammlung.“

Das hätte lustig klingen sollen, tat es aber nicht. Sie warf mir das Höschen zu. Ich fing es auf und steckte es unter das Kopfpolster.

„Danke schön!“

„Ich danke dir. War eine tolle Nacht. Genau das, was ich gebraucht habe.“

„Ja, dachte ich mir schon, gern geschehen“.

Sie schlüpfte in ihre Pumps, die schwarz wie ihr Kleid und ihr Höschen waren, küsste mich auf die Wange und ging. Ihren Namen wusste ich noch immer nicht.

Ich duschte, nahm noch einen Espresso und suchte dann den Schlüssel für die Kawasaki. Zwei Stunden später überquerte ich den Semmering, 142 Pferde zwischen den Beinen.

Ganz oben, kurz vor der Brücke der Semmering Eisenbahn, verließ ich die Schnellstraße und drehte eine Ehrenrunde unter diesem wunderschönem Monstrum des Carl Ritter von Ghega, auch so ein Tschuschenkind, das alle für verrückt hielten.

Nachdem ich Annabelle ins Bett gebracht hatte, saßen Papa und ich noch auf der Bank vorm Haus, tranken Bier und Maschanskerschnaps, hörten den Grillen zu und sahen in den Nachthimmel hinaus. Unglaublich wie viele Sterne man hier sehen konnte, wo es keine Lichtverschmutzung gab, unglaublich wie friedlich es hier war.

„Geht's dir gut, Papa?“, fragte ich.

Er drehte sich zu mir, lächelte und nickte.

„Ja, Nora. Wenn meine zwei Tomboys da sind, geht's mir immer gut.“

Ich griff nach seiner Hand und streichelte sie mit dem Daumen.

„Und wenn du alleine bist? Gehts dir dann auch gut?“

„Ich bin nie alleine. Mama ist immer da.“

Aber ich, ich spürte sie nicht mehr, verdammt. Wo war meine Mutter?

„Es tut mir so leid, Papa.“

„Es braucht dir gar nichts leid zu tun, Nora. Erst gestern hat sie mir gesagt, dass sie sich in der U-Bahn angesteckt hat, nicht bei dir.“

Er sah mich an, so wie er mich als Kind immer angesehen hatte, wenn ich auf Teufel komm raus etwas behauptet hatte, was sicher nicht stimmen konnte. Ohne Arroganz, ohne Mitleid, mild und im festen Wissen, dass auch ich früher oder später die Wahrheit erkennen und akzeptieren können würde.

Ich lehnte mich an ihn und wir sahen noch eine Weile gemeinsam schweigend in den Sternenhimmel. Dann ging ich in eines der Gästezimmer, legte mich hin und schlief sofort ein.

Irgendwann wachte ich auf. Chucky, die Mörderpuppe, grinste mich an, dahinter Annabelle im Spiderman-Pyjama.

„Ich kann nicht schlafen, Tante Nora. Darf ich zu dir?“

„Klar, komm her, unter die Decke.“

Sie kuschelte sich an mich, Chucky sich an sie.

„Ich hab geträumt, dass ich dich erschossen habe.“

„Blödsinn. Tomboys können keine Tomboys töten.“

„War Oma auch ein Tomboy?“

„Klar war Oma auch ein Tomboy, Annabelle.“

Erst später, viel später, wurde mir klar, was das hieß.

Nachdem Mittagessen fuhren wir. Ich stellte die Kawasaki in den Stall, in dem ich gestern von Annabelle Hell erschossen wurde und die echte Annabelle drückte ihren Opa. Dann stieg sie in den Honda ihres Papas, vorne am Beifahrersitz, wo sie nie sitzen durfte, wenn sie mit ihrer Mutter unterwegs war, und ich drückte ihren Opa.

„Pass auf dich auf, Nora.“

„Ja. Und du auf dich.“

„Mach ich“

„Fall nicht vom Baum!“

„Mach ich auch“

„Und iss regelmäßig“

„Zu Befehl.“

„Ich hab dich lieb, Papa!“

„Ich dich auch, Tochter.“

Dann fahren wir los.

Annabelle hatte sich ein Polster mitgenommen, um über das Armaturenbrett zu sehen. Ihre Arme waren braungebrannt, die Knie aufgeschunden, und aus ihrem Ninja-Turtle-Rucksack guckte Chucky, die Mörderpuppe. Elke würde im Quadrat springen, wenn sie das Ding entdeckte. Schade, hätte ich gern gesehen.

„Gibt es denn viele Tomboys?“, fragte Annabelle, als wir schon auf der Autobahn waren.

„Oh, viel mehr als die meisten denken“, sagte ich.

Und dann erzählte ich ihr, bis wir Wien erreichten, von Penthesilea und Jeanne d'Arc, von Margarethe Navarra und Calamity Jane, von Lagertha und Gracia Hosokawa, von Mary Read, Hedy Lamarr und, natürlich, auch von ihrer Großmutter.